

*Hans-Georg Deggau*

## Das Ungenügen des Mitleids

In seinem jüngsten Buch hat der Bestsellerautor Jeremy Rifkin schon im Titel die „Zivilisation der Empathie“ verkündet. Die soziale Evolution schreitet voran, das Zeitalter der Nächstenliebe scheint nahe herbeigekommen. Ein deutliches Zeichen für diesen Sieg der Empathie über alle widrigen Umstände wie Krieg, Terror oder Unterdrückung hat Rifkin dingfest gemacht: In 18 Bundesstaaten der USA gibt es inzwischen „Empathie-Workshops und Empathie-Lehrpläne“.

Für diese Vision scheinen auch die neuesten Entwicklungen der Wissenschaften zu sprechen, vor allem der Neurowissenschaften, und dort vor allem die Entdeckung der Spiegelneuronen. Jetzt weiß die Menschheit, dass Mitleid und Einfühlungsvermögen zu ihrem Wesen gehören. Die Spiegelneuronen rücken uns näher zusammen. „Unser Gehirn“, schreibt Rifkin, „ist auf Empathie geschaltet – es ist unsere Natur, es ist das, was uns zu sozialen Wesen macht.“ Die Menschheit muss auf diesem vorgezeichneten Weg weitergehen: „Der Kollaps der Erde“, so der letzte Satz des Buches, „lässt sich nur verhindern, wenn eines rechtzeitig die ganze Menschheit erfasst: das universalisierte empathische, das biosphärische Bewusstsein.“

Alteuropäische Skepsis scheint gegenüber diesem optimistischen amerikanischen Projekt der Realisierung der Nächstenliebe angebracht. Ohne auf Fragen einzugehen wie die, ob die Spiegelneuronen wirklich Empathie und Gefühle erklären können; ob sie nur experimentell bestätigen, was sowieso schon alle wissen; oder ob diese „Spiegelei“ nicht auch negative Züge annehmen kann, z.B. als Identifikation mit dem Killer im Killerspiel – soll hier von einem traditionellen Grundtext ausgegangen werden, nämlich dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, und die Problematik der Nächstenliebe bedacht werden.

Dieses meisterhafte Gleichnis – knapp, klar, tief – gibt mehr Aufschluss über Grundprinzipien unserer moralischen Überzeugungen als modische Allüren. Es liefert ein für Christen wie Nichtchristen überzeu-

gendes Modell, das für Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft steht, für ein Verhalten also, das nicht das eigene Interesse an erste Stelle setzt, sondern die Not des Nächsten. In wenigen Zeilen beantwortet das Gleichnis die Frage nach dem Mitmenschen: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.“

Keine Theorie also als Antwort auf eine theoretische Frage, sondern eine praktisch einleuchtende und tief sinnige Geschichte. Papst Benedikt XVI. hat diese Geschichte in seiner ersten Enzyklika als Muster einer Erscheinung des Göttlichen in der Welt gedeutet, als Epiphanie der Transzendenz. Nur durch die Gottesliebe erschließe sich die Nächstenliebe. Viele wird das nicht überzeugen. Nächstenliebe sollte auch ohne Gott möglich sein. Der 1995 gestorbene französische Denker Émmanuel Lévinas beschränkt hier andere Wege und näherte sich dem anderen nicht auf dem Umweg über göttliche Jenseitigkeit, sondern fand ihn in der Immanenz dieser Welt. Denn der andere bleibt immer transzendent; denn er ist immer ein anderer, auch ein Fremder, weil er unseren Existenzraum und die Menschlichkeit mit uns teilt. Er wird sich nie ganz erschließen und bleibt letztlich unerreichbar. Diese These der Transzendenz des Nächsten bestätigt sich auch im Alltagsleben: wir kennen auch die, die wir bestens zu kennen meinen, nie wirklich – manchmal mit höchst überraschenden Konsequenzen.

Dass der andere ein Fremder und doch auch der Nächste ist, charakterisiert seine Nähe und die Nächstenliebe. Sie ist Ausdruck eines Gefühls von Koexistenz, das vorab jede einzelne Existenz prägt. Friedrich Nietzsche hat das mit seinem Satz „Das Du ist älter als das Ich“ unübertroffen auf den Punkt gebracht. Das Du ist dem Ich nicht nur gleichwertig. Es liegt ihm sogar voraus. Diese Einsicht vom älteren Du teilte auch Lévinas. Wer demgegenüber vom Ich ausgehe, der treibe „Ego-logie“,